
48 — Illustrirtes Sonntagsblatt — 1888

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Um Daisy's willen.

Aus dem Amerikanischen. Von Sophie Freiin von Zech.

(Schluß.)

7.

„Ich sah voraus, daß Sie heute abend bei mir einfallen würden, Mr. Treherne," rief Angela lachend, als Charles des andern Tages in Evenwood eintrat.

„Sie sind ja eine Hellseherin, Miß Angela," erwiderte der Kapitän.

„Ja, ja, ich sehe oft voraus, wie die Dinge kommen. Sagen Sie, mein Herr Kapitän, nimmt sich dies nicht hübsch aus?"

Sie zeigte auf die geöffnete Glasthüre, von welcher ein paar Stufen hinab in den Garten führten, wo an einem schattigen Platz ein Theetisch gedeckt war. Die Sonne war noch nicht untergegangen, die Vögel zwitscherten lustig in den Flieder- und Jasmingebüschen und die Luft war so mild und balsamisch, als sei es ein Abend im Juni anstatt im Mai. — Daisy, in einem weißen Kleide, bewegte sich mit der ihr eigentümlichen Anmut hin und her und ordnete noch dies und jenes auf dem Theetisch, während Elisabeth noch ein wenig im Garten lustwandelte. Charles begrüßte die Schwestern und war alsdann Elisabeth behilflich, Miß Angelas Stuhl hinaus in das Freie zu rollen an den Theetisch.

„In der That ein reizendes Arrangement, dieser Theetisch unter dem grünen Blätterdach der Kastanie," sagte der Kapitän als Antwort auf Angelas Frage. „Werden wir bald Thee trinken, Miß Angela?"

„Wir warten nur auf meinen Bruder. Sie werden doch wohl nicht so hungrig sein?"

„Keineswegs," antwortete Charles lachend, sich nachlässig in einen Strohlehnstuhl werfend, der in einiger Entfernung vom Theetisch stand, neben einem anderen Stuhl, auf welchem Elisabeth soeben Platz genommen.

„In diesem Lehnstuhl dürfen Sie nur so lange sitzen bleiben, bis mein Bruder kommt," sagte Miß Angela. „Mit Daisy können Sie sich, wie Sie sehen, jetzt doch nicht unterhalten, sie ist zu beschäftigt und hat keine Zeit für Sie."

„Muß ich denn wirklich wieder aufstehen, wenn der Doktor kommt?" fragte Treherne.

„Gewiß müssen Sie dies. Das ist ausschließlich Evelyns Stuhl."

Charles sah ein wenig rebellisch aus, doch sagte er nichts. Es war das erstemal, daß er in Elisabeths Gesellschaft den Abend in Evenwood zubrachte, das erstemal, daß Miß Angela die beiden zusammensah.

„Ich liebe dies!" sagte Treherne, indem er den Kopf zurücklehnte und in das vom goldenen Sonnenlicht durchleuchtete Laub der Kastanie blickte. „Geben Sie öfter solche Gartengesellschaften, Miß Angela?"

„Sehr oft im Sommer, aber selten so frühzeitig wie dieses Jahr. Ich eröffne sie gewöhnlich am Geburtstag Daisy's, am 11. Juni. Heute ist es ja keine Gesellschaft, am 11. Juni will ich es größer machen und Pamela mit ihren Schwestern dazu einladen."

„Dein Geburtstag ist im März," wandte sich der Kapitän an Elisabeth.

„Mich wundert, daß Du Dich noch daran erinnerst," antwortete sie lächelnd.

„Ich erinnere mich an eine Menge Dinge, die Du vergessen zu haben scheinst, an die Zeiten bei Tante Arkwright und an einen Abend am Meeresstrande. — Weißt Du es nicht mehr, Elsie?"

„Weshalb sollte ich nicht?" antwortete sie, ihn ruhig anblickend. „Ich war ja damals kein Kind mehr und ich leide nicht an Gedächtnisschwäche."

„Zuweilen möchte ich Lethe trinken," sagte er leise und ungeduldig. „Es gibt so manche Dinge in meinem Leben, an die es besser wäre nicht mehr zu denken."

Elisabeth gab eine gleichgültige Antwort, denn sie fühlte, daß Miß Angelas Augen sie beobachteten. Angela konnte kaum Treherne's Worte gehört haben, denn er hatte leise gesprochen, aber der Lahmen Blick war scharf, noch geschärft durch die Liebe zu Evelyn.

Des Doktors Ankunft unterbrach die Reminiscensen des Kapitäns. Miß Angela hatte den Ausdruck seines Blickes wohl bemerkt, als er sich an Elisabeth gewandt hatte.

Treherne stand widerwillig auf, um seinen Stuhl dem Doktor anzubieten, den derselbe nicht annahm, indem er lachend versicherte, daß seine Vorliebe für diesen Stuhl lediglich eine Einbildung seiner Schwester sei, welche Versicherung Charles Treherne gelten ließ und seinen Platz wieder einnahm. Miß Angelas kleine Gartengesellschaften waren sehr angenehm, Treherne fand sie viel unterhaltender, als die glänzenden Gesellschaften in Favor-Royal. — Die Geschwister Floyd waren keine alltäglichen Menschen, sie waren ungewöhnlich belesen und unterrichtet und ihre anziehende Konversation riß selbst Elisabeth aus ihrer Ruhe. Ihre bleichen Wangen röteten sich, während sie sich lebhaft an dem Gespräch beteiligte, Charles Treherne meinte, sie noch nie so heiter und liebenswürdig gesehen zu haben, eine Art von eifersüchtigem Groll erfüllte sein Herz.

„Ich will doch Charlie sagen, daß Evelyn Elisabeth liebt und daß er hofft, sie zu seinem Weibe zu machen," dachte Angela



Margaretha, Königin von Italien. (Mit Text.)

bei sich selbst. „Es wird gut sein, wenn Charlie dies weiß. Ich weiß zwar nicht, ob Elisabeth sich jemals um ihn bekümmerte, aber er wäre am Ende thöricht genug, sich in sie zu verlieben. Ich begreife sehr wohl, daß ein Mann Elisabeth ihrer Schwester vorziehen muß, so reizend und liebenswürdig Daisy auch ist, aber es wird nicht gestattet, daß sich der Kapitän in Elisabeth verliebt, er soll Evelyns Hoffnung nicht zerstören und soll der kleinen Daisy nicht das Herz brechen, das arme Kind kommt mir heute ganz betrübt vor. Ich habe mich doch nicht getäuscht, wenn ich glaubte, er liebe Daisy? Ich werde völlig irre an Freund Charlie."

„Elisabeth Mayne ist eines der gescheitesten Frauenzimmer, die ich kenne," sagte Angela, den ersten Moment des Alleinseins mit dem Kapitän benützend. „Ich denke, ein Zusammenleben mit ihr könnte niemals alltäglich und öde werden."

„Niemals!" bestätigte Treherne. „Geniert es Sie nicht, Miß Angela, wenn ich hier im Freien eine Zigarre rauche?"

„Nicht im geringsten," antwortete Angela freundlich, „vorausgesetzt," fügte sie scherzend bei, „daß Sie die Zündhölzchen nicht auf mein Kleid werfen. Sie kannten Elisabeth von früher her?"

„Ja, ich kannte sie sehr gut."

„Sie hat Ihren Namen niemals bei mir genannt, das wundert mich."

Treherne gab keine Antwort.

„Der heißeste Wunsch meines Herzens wird erfüllt sein, wenn Elisabeth Evelyns Gattin ist," brach Angela plötzlich los.

„Ihres Bruders Gattin?" fragte Treherne mit erschrockenem Gesicht. „Sind sie denn verlobt miteinander?"

„Man könnte es bereits verlobt nennen, Evelyn liebt sie, seit sie hierherkam."

„Und Elisabeth?"

„Elisabeth ist kein Mädchen, welches die Gefühle ihres Herzens zur Schau trägt," antwortete Angela, „aber sie wird ihn noch lieben lernen."

„Er wird und sie wird!" sagte Treherne etwas spöttisch. „Sie scheinen sehr bereit, die Lenkerin des Schicksals zu machen, Miß Angela."

„Ich zweifle nicht daran, daß Elisabeth noch meines Bruders Gattin wird und wenn Daisy verheiratet ist —"

Angela konnte nicht weiter sprechen, denn die beiden Schwestern, die in Begleitung des Doktors ein wenig im Garten spazieren gegangen, näherten sich ihr, um gute Nacht zu sagen. Treherne empfahl sich ebenfalls, weil er die Schwestern nach Hause begleiten wollte.

Angela dachte, genug gesagt zu haben, um Treherne zu warnen, wenn er wirklich so charakterlos sein sollte, mit dem Herzen der kleinen Daisy nur zu spielen, was ihm Angela indessen nicht zutraute.

8.

Das Wetter hatte sich plötzlich geändert und war regnerisch geworden. Man konnte nicht mehr im Garten Elisabeths unter dem Zedernbaum sitzen. Seit dem Abend, an welchem die Schwestern bei Miß Angela zum Thee geladen waren, war Charles Treherne nicht mehr des Nachmittags in Brawl-Cottage gewesen, er kam mit seiner jungen Braut nur in Favor-Royal zusammen, wo die Proben zu dem Lustspiel Daisy's Anwesenheit täglich erforderten. Obwohl sich Elisabeth recht einsam in diesen Regentagen fühlte, so war es in ihrem Innern dennoch ruhiger geworden. Sie fühlte sich nicht mehr so unglücklich und konnte ohne Schmerz den Gedanken ins Auge fassen, Daisy als Trehernes Gattin zu sehen, nur die bevorstehende Trennung von ihrem Liebling quälte ihr Herz.

An dem Nachmittag des dritten Regentages war Elisabeth des Daheimsitzens müde, das Zimmer war so düster, sie hatte gerade kein Buch zum Lesen, noch eine Arbeit, deren Vollendung notwendig war, Mrs. Miller hatte auch keine Zeit zum Plaudern und so beschloß Elisabeth, als der Regen ein wenig nachgelassen, ins Freie zu gehen. Sie zog ein Tuch um ihre Schultern, setzte ihr Mittelding zwischen Hut und Kapuze auf und verließ in Begleitung des kleinen Bologneserhündchens, welches der Kapitän Daisy vor kurzem zum Geschenk gemacht, das Haus.

In kleiner Entfernung von Brawl-Cottage führte ein schmaler Weg hinaus auf die Heide und gedankenlos schlug Elisabeth diesen Pfad ein. Es war ein Spiel des Zufalls, daß sie Charles Treherne begegnete.

„Ich dachte nicht, daß außer mir noch jemand Lust hätte, an diesem Nachmittag einen Spaziergang zu machen," sagte er, als er Elisabeth zum Gruß die Hand geschüttelt.

„Ich bin eben auch in dieser Hinsicht anders als wie andere," lächelte Elisabeth. „Ich war des Zuhausesitzens müde und dachte, eine Veränderung zum Schlechteren ist immerhin besser als gar keine Veränderung. Ich wundere mich, daß Du nicht in Favor-Royal bist."

„Man hält heute nachmittag die letzte Theaterprobe, ich bin froh, wenn das Lustspiel glücklich vom Stapel gelaufen ist. Ich bin entbehrlich bei der Probe, denn ich habe keine Rolle. Mich langweilt das dumme Zeug entsetzlich und ich laufe lieber im Regenwetter umher, als zum zwanzigstenmal das Nämliche zu hören. Selbst der Umstand, daß Daisy mitspielt, macht mir die Sache nicht anziehender."

Charles Treherne's ganzes Wesen schien Elisabeth verändert, er sah verdrießlich aus und schritt eine Weile schweigend, die Hände in die Taschen gesteckt, an Elisabeths Seite dahin, während das Hündchen mit lustigem Bellen voraus sprang.

„Darf ich Dir gratulieren, Elisabeth?" fragte er plötzlich.

„Mir gratulieren? Zu was?"

„Zu Deiner Verlobung mit Doktor Floyd."

Elisabeth sah ihren Vetter überrascht an. „Der Dir dies erzählte, befindet sich in einem Irrtum," sagte sie ruhig. „Ich bin nicht verlobt." Elisabeth wußte, daß dies Gerede schon seit langer Zeit im Dorfe herrschte.

„Floyd fragte Dich doch einst, ob Du ihn heiraten möchtest?" warf Treherne ein.

„Wenn er dies that, so ist es nur seine Sache und die meinige," antwortete Elisabeth abweisend.

„Ich muß gestehen," sagte der Kapitän in einem ihm sonst völlig fremden, hochmütigen Ton, „der Doktor ist etwas anmaßend. Als ob Du, die Tochter des Obersten Mayne, einen Dorfarzt heiraten würdest."

„Der Dorfarzt wäre immerhin eine brillante Partie für eine Dorfschullehrerin."

„Aber Du bist keine richtige Dorfschullehrerin, Du bist und bleibst eine Lady, wie nur eine jemals lebte. Elisabeth, Du willst mir doch nicht sagen, daß Du den Doktor liebst?"

„Ich verweigere, darüber etwas zu sagen."

„Warum hast Du Dich so ferne von mir gehalten, Elsie, als ich hieher nach Favor-Royal kam? Wenn ich zuerst Dich wieder gesehen hätte, wäre alles anders geworden."

„Ich verstehe Dich nicht," antwortete Elisabeth kurz.

„Du willst mich nicht verstehen!" brauste der Kapitän auf. „Ich sage Dir, daß ich toll vor Eifersucht bin, seitdem ich hörte, daß Du Dich mit Floyd verlobt habest."

Elisabeth glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. Daisy's Bräutigam eifersüchtig auf sie?

„Elsie," sagte Treherne, „ich fange an zu glauben, daß Du dennoch das einzige Mädchen auf dieser Welt bist, das ich zu lieben und zu heiraten bestimmt bin."

„Du weißt nicht, was Du sprichst, Charles," erwiderte Elisabeth streng. „Ich hoffe, Du irrst Dich in Deinen eigenen Gefühlen."

„Nein, ich irre mich nicht, aber es ist zu spät, zu spät."

Er hatte ihre Hand ergriffen und hielt sie fest in der Seinigen.

Einen Augenblick stieg ein Gefühl freudigen Triumphes in Elisabeths Herzen auf, aber nur einen Augenblick, dann ging eine seltsame Umwälzung in ihrem Innern vor. In dem Maße, als Treherne zärtlicher und feuriger wurde, erkaltete ihr Herz immer mehr.

Was war dies für ein Mann, in dessen Herzen die Gefühle so rasch wechselten wie Tag und Nacht?

Charles war herzensgut und ehrenwert, aber für jeden Eindruck empfänglich. Vor Elisabeths geistigem Auge tauchte plötzlich das Bild eines anderen Mannes auf, dessen unwandelbare Liebe und Treue fest stund wie ein Fels im Meer.

„Denke an Daisy," sagte Elisabeth ernst.

„O, Daisy ist so ein Kind! Sie wird leben können ohne mich! Ich aber kann es nicht ohne Dich."

„Kannst Du nicht?" fragte Elisabeth kühl. „Darf ich fragen, seit wann Du diese Entdeckung machtest? Du erklärtest Daisy Deine Liebe und batest sie, Dein Weib zu werden."

„Ja, ja, so ist es. Einen Augenblick riß mich Daisy's Liebenswürdigkeit und Jugendschönheit hin und ich stellte die große Lebensfrage an sie. Tadle mich nicht, Elisabeth, ich konnte nicht wochenlang in Deiner Gesellschaft sein, ohne daß nicht die alte Liebe zu Dir in meinem Herzen erwacht wäre. Denke daran, daß ich Dich geliebt habe lange bevor ich Daisy liebte."

„Schweige, Charles," unterbrach ihn Elisabeth sanft aber entschieden. „Ich will nichts mehr hören, ich habe schon genug gehört. Ich will es vergessen, wenn Du mir versprichst, jeden Liebesgedanken an mich aus Deinem Herzen zu bannen."

„Sage mir nur eines, Elsie," bat Treherne, „könntest Du mich nicht mehr lieben, hätte ich mein Wort nicht an Daisy gegeben?"

„Nein," antwortete Elisabeth offen.

„Du liebtest mich doch einstmals!"

„Ja, aber die Vergangenheit ist abgethan für immer."

Elisabeth sprach die Wahrheit. Ihre Augen waren geöffnet und sie sah klar, daß Charles Treherne eigentlich nicht das Ideal war, das sie sich als zukünftigen Gatten gebildet. Die Liebe zu ihm erschien ihr als eine Jugendthorheit und sie belächelte den eifersüchtigen Schmerz, den sie empfunden, als sich sein Herz Daisy zuwandte. Elisabeths Natur brauchte einen Mann und Treherne war nichts als ein warmherziger alter Knabe.

„Ist dies wirklich wahr? Liebst Du mich gar nicht mehr?" fragte Charles noch einmal.

„Ich sagte es Dir, ich bleibe Deine Freundin fürs Leben und will nichts weiter mehr sein."

„So muß ich dankbar sein für Daisy's Liebe," antwortete Treherne bitter.

„Ja, das mußt Du," sagte Elisabeth ernst, sich im stillen gelobend, daß ihr Schwesterchen nie ein Wort dieses Gespräches erfahren sollte.

„Daisy ist ein liebes Kind," begann Treherne nach kurzem Schweigen wieder zu sprechen. „Sie ist viel zu gut für mich."

„Du sprichst die Wahrheit. Ich hoffe, Charlie, Du wirst sie treu lieben und glücklich machen.“

„Und ich hoffe, daß Daisy mit den Jahren Dir ähnlicher wird. Vergib mir, Elisabeth,“ fügte er bei, ihr die Hand zum Abschied reichend. „Es war thöricht von mir, meine Gefühle auszusprechen. Ich glaube, Du hast mich nie geliebt, es wird Dir nicht schwer werden, meine Worte zu vergessen.“

Elisabeth gab keine Antwort, sie hütete sich wohl, ihm zu versichern, wie heiß sie ihn einst geliebt.

9.

Des andern Tages reiste endlich der Kapitän nach London ab, um seine Geschäfte zu besorgen. Daisy vermißte ihn schwer und gab sich alle Mühe, seine Abwesenheit von einigen Wochen gleichmütig zu ertragen, in der Voraussicht, daß sie bald für immer mit ihm vereinigt sein würde. Pamela holte sie fast täglich nach Favor-Royal ab und half ihr dadurch über die Oede und Leere etwas hinweg, die sich unserer bemächtigt, wenn ein geliebtes Wesen uns verlassen hat.

Das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt und der Monat Juni entfaltete seine ganze entzückende Schönheit. Der Duft der Rosen und Reseden in den Gärten des Dorfes durchzog die Luft, die Laubwälder um Favor-Royal waren tief grün und der Himmel tief blau geworden.

Obwohl Elisabeths Mühe und Plage in der Schule schon längst wieder begonnen hatte, so war die Dorfschullehrerin dennoch eine andere geworden. Innere Ruhe und Heiterkeit strahlte aus ihrem Gesicht und verjüngte sie förmlich.

Man schrieb heute den 10. Juni, morgen war Daisy's achtzehnter Geburtstag, und Miß Angela hatte, wie schon erwähnt, zur Feier des Tages Elisabeth und Daisy, sowie Pamela und deren jüngere Schwestern zum Thee im Garten eingeladen, einer Einladung, der selbst die etwas verwöhnten jungen Fräulein von Favor-Royal stets gerne zu folgen pflegten. Sie versprachen, in Begleitung ihrer Gouvernante, Demoiselle Charlotte Merlin, in Evenwood zu erscheinen. Auch der gute alte Geistliche des Dorfes wurde gebeten, an der kleinen Gesellschaft teil zu nehmen.

Auf diesen Geburtstag hatte Daisy die Veröffentlichung ihres Verlöbnisses mit Charles Treherne festgesetzt. Sie malte es sich so schön aus, wenn sie als Braut am Arme des Kapitäns in die kleine Gesellschaft ihrer Freunde treten würde. Nun hatte ihr das Schicksal einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie erhielt einen Brief von Charles, worin er ihr in den zärtlichsten Ausdrücken zu ihrem Geburtstag gratulierte, ihr aber zugleich die ärgerliche Mitteilung machte, daß ein unvorhergesehenes Hindernis in seinen Geschäften ihn nötige, die Abreise von London noch um einige Tage hinauszuschieben. Daisy war daher gezwungen, die Verlobung am Geburtstag einseitig zu feiern, denn sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihren Freunden noch länger ihr Glück zu verschweigen und deren herzliche Glückwünsche entgegen zu nehmen.

Schon früh am Morgen des Geburtstages erhielt Elisabeth einen Besuch von der Mutter einer ihrer Schülerinnen, welche schon längere Zeit krank war. Das Kind wünschte so sehr, seine Lehrerin zu sehen, sagte die Frau.

Elisabeth versprach zu kommen, sobald die Schule vorüber. Sie hielt natürlich ihr Wort und befand sich des Nachmittags gegen vier Uhr auf dem Wege zu der Wohnung der kleinen Kranken. — In Gedanken verloren schritt Elisabeth auf der von Obstbäumen beschatteten Landstraße dahin nach dem außerhalb des Dorfes gelegenen Häuschen.

Mit einem Lächeln der Freude in dem blassen, abgemagerten Gesichtchen streckte die kleine Nellie ihrer geliebten Lehrerin beide Händchen entgegen und Elisabeth blieb länger als eine Stunde am Bett des Kindes sitzen. Als sie sich eben erhoben hatte, um den Heimweg anzutreten, trat Doktor Floyd in das Zimmer, um nach seiner kleinen Patientin zu sehen.

„Sie hier, Miß Mayne?“ rief der Doktor freudig überrascht. „Wollen Sie ein wenig auf mich warten, so werde ich mir erlauben, Sie nach Hause zu begleiten!“

Elisabeth willigte ein und setzte sich einstweilen auf die Bank vor dem Hause. Nach einer kleinen Viertelstunde kam der Doktor heraus, er sah sehr ernst aus.

„Wie finden Sie die kleine Nellie?“ fragte Elisabeth, während sie zusammen die Straße entlang schritten.

„Schlecht, sie hat nur mehr Tage oder höchstens Wochen zu leben. Sehen Sie, Miß Elisabeth, hier ist ein solches Krankenbett, an dem ich nichts helfen kann und das mir zuweilen meinen Beruf verhaßt macht.“

„Nellie thut mir von Herzen leid,“ sagte Elisabeth traurig. „Sie war einer meiner Lieblinge.“

„Bedauern Sie Nellie nicht, Miß Mayne, nur ihre Mutter ist zu bemitleiden. Nellie ist ein Kind der Armut und Dürftigkeit und dazu geistig und körperlich sehr zart besaitet. Wie hätte sie gelitten unter dem rauhen Leben, das ihr bevorstände, bliebe sie auf dieser Welt. — Ihre Schule hat jetzt auch wieder begonnen, Miß Mayne? Sie tragen bereits wieder Ihre graue Uniform, wie ich sehe.“

„Ich werde sie nicht mehr allzulange tragen, Lady Avondale mag sich eine andere Lehrerin engagieren; wenn Daisy heiratet, fühle ich mich zu vereinsamt hier, ich werde mir im Ausland eine Stelle als Gouvernante suchen.“

„Sie erschrecken und erfreuen mich zugleich,“ rief der Doktor lebhaft. „Sie wollen fort? Und Daisy heiratet? Kapitän Treherne natürlich? Es gehört kein großer Scharfsinn dazu, dies zu erraten. Erinnern Sie sich noch an meine Prophezeiung, Miß Mayne? Sagte ich nicht, daß ein Mädchen wie Daisy Ihnen bald entführt werden würde? Und sie geht aus den schwesterlichen Armen, betrübt, aber doch zugleich freudigen Herzens. Ja, sie geht wirklich,“ fügte Doktor Floyd mit seinem gutmütigen Spottlächeln bei.

„Ich muß mir Ihren Spott gefallen lassen,“ sagte Elisabeth ebenfalls lächelnd. „Ihre Voraussagung war nur zu richtig, aber Sie sollten so edelmütig sein, mich nicht mehr daran zu erinnern.“

„Das werde ich auch nie wieder thun. Also die Sache ist abgemacht, die kleine Daisy heiratet den Kapitän und zieht mit ihm hinaus in die weite Welt. Weshalb aber wollen Sie dies auch thun? Nicht wie Daisy als glückliche Gattin, sondern als arme Gouvernante, allen Launen fremder Leute preisgegeben! Wäre es Ihnen gar nicht möglich, hier in unserem stillen Dorfe auch ohne Daisy zu bleiben?“

Elisabeth fand keine Antwort, sie sah verlegen errötend zu Boden, denn sie fühlte, wie des Doktors Blicke an ihrem Gesicht hingen.

„Wollen Sie etwa sich an Daisy anklammern als überflüssige Person in einer jungen Ehe?“

„Nein! Nein! Um keinen Preis!“ rief Elisabeth beinahe heftig. „Ich sagte Ihnen bereits, daß ich Gouvernante werden will.“

Der Doktor sah sie ernst an. „Gestatten Sie mir eine offene Frage, Elisabeth,“ sagte er. „Es muß alles klar zwischen uns sein. Sie sagten mir einst in einer mir unvergeßlichen, bitteren Stunde, daß Sie einmal in Ihrem Leben geliebt und freiwillig entsagt hätten. Ist Charles Treherne der Mann, den Sie liebten? Angela sprach mir diese Vermutung aus.“

„Ja,“ antwortete Elisabeth offen, „er ist es.“

„Lieben Sie ihn noch?“

„Nein, ich liebe ihn nicht mehr, ich fühle nur noch Freundschaft für ihn.“

„Ist dies wahr, Elisabeth?“

„Vollkommen wahr.“

Ein Strahl unendlichen Glückes verschönerte die unregelmäßigen aber ausdrucksvollen Züge Doktor Floyd's.

„Elisabeth,“ sagte er leise und innig, „so habe ich vielleicht einige Hoffnung? Ich habe Sie so lange Jahre treu geliebt, denken Sie nicht, Sie könnten mir auch ein wenig gut sein?“

„Ich denke wohl,“ sagte Elisabeth mit einem Lächeln, wie er es in ihrem ernsten Gesicht noch nie gesehen.

„O sprechen Sie, Elisabeth, ich kann an mein Glück noch nicht glauben, Sie willigen ein, die stille, friedliche Heimat anzunehmen, die ich Ihnen bieten kann? Sie wollen meine geliebte, angebetete Gattin werden? Reichen Sie mir auch wirklich freudig und gerne die Hand zum Leben?“

„Mit Freuden,“ sagte Elisabeth.

„Aber Daisy?“

„Ich lasse Daisy ruhig mit ihrem Gatten ziehen.“

* * *

Miß Angelas Gartengesellschaft war vom schönsten Wetter begünstigt. Pamela, mit ihren Schwestern und der französischen Gouvernante hatten sich eingefunden, auch der Geistliche war erschienen. Daisy hatte doch noch das Vergnügen, am Arme ihres Bräutigams in Evenwood einzutreten, der am Nachmittag ganz unverhofft von London zurückgekommen war. Allzugroß war indessen die Ueberraschung für Daisy's Freunde nicht. Man hatte ja nichts anderes vorausgesehen.

„Ich dachte es mir schon lange!“ rief Pamela, die Freundin umarmend und küssend. „Weißt Du, ich komme einmal nach Indien zu Dir auf Besuch. Mama wird es unendlich poetisch finden, wenn Du mit dem Geliebten auf einem stolzen Schiffe über die Meeresfluten dahinsegelst, dem Gotte Neptun vertrauend.“

Eine weit größere Ueberraschung war für die Gesellschaft das andere, etwas ältere Brautpaar, welches, nachdem der Thee getrunken, in den schattigen Wegen des Gartens umher wanderte, gefolgt von den glücklichen, befriedigten Blicken Miß Angelas.

„Ein sehr würdevolles Brautpaar,“ sagte Pamela lächelnd.

„Wann soll Daisy's Hochzeit sein?“ fragte der Doktor seine Braut.

„Im September.“

„Jetzt haben wir Juni, ich möchte auch im September heiraten, Elisabeth.“

„So bald schon?“

„So bald? Ich habe sieben lange Jahre auf Dich gewartet, soll ich noch länger Geduld haben?“

„Nein! Nein!“ rief Elisabeth lächelnd, „das kann ich Dir nicht zumuten. Wir wollen ebenfalls im September heiraten, aber nicht an dem nämlichen Tage wie Daisy, ich liebe die Doppelhochzeiten nicht. Bist Du nun zufrieden, Evelyn?“

„Vollkommen, Geliebte, weil ich Dich nur endlich habe,“ antwortete der Doktor, Elisabeth in die Arme schließend und einen innigen Kuß auf die Lippen drückend, die er bisher nur in seinen Träumen geküßt.

„Siehst Du, Elsie, ich wußte, daß es so kommen würde,“ sagte Charles Treherne, als er seiner Cousine zur Gratulation die Hand reichte, „ich zweifle aber nicht daran, daß Du das Rechte gewählt für Dich und auch für mich, Du kluge Elisabeth,“ fügte er mit leiser Bitter-

keit bei. „Daisy liebt mich mehr wie Du mich jemals liebtest, mehr als ich es verdiene. Wir werden glücklich sein.“

„Das hoffe ich, Charlie,“ sagte Elisabeth, ihm herzlich die Hand reichend, „ich versicherte Dir ja schon, daß ich Deine Freundin für's Leben bleibe.“

Ein Tigerabenteuer in Südindien.*)

Vor Jahren war ich mit meinem Freunde Jack Waldron, einem Subaltern-Offizier in einem eingeborenen Regiment Madras-Infanterie, im Kimidy-Distrikt auf die Jagd gegangen. Kimidy ist ein Städtchen des Telugulandes, in einem durch seinen Reichtum an Wild berühmten Bergrevier gelegen. In der Zeit, von der ich spreche, regierte über den Kimidy-Distrikt noch ein halb unabhängiger Radschah, unterstützt von zwei Kompanieen unserer eignen eingebornen Infanterie, die zu diesem Zweck von der benachbarten Militärstation Tschikakol hergesandt wurden.

Obschon sozusagen lebendig begraben im Dschangel, zogen die Offiziere dieses Detachements den Aufenthalt in Kimidy doch gewöhnlich dem in Tschikakol vor, weil es dort schöne Gelegenheit zur Jagd gab und das Leben unglaublich wohlfeil war. Oft wurde man morgens durch das Krähen der Waldhähne und das Geschrei der Perlhühner geweckt, die sich in nächster Nähe hören ließen. Wildschweine statteten den Gärten der Offiziere nächtliche Besuche ab und richteten unter den englischen Gemüsen Verwüstungen an; gefleckte Hirsche und der Sambar, das indische Elentier, schwärmten auf den benachbarten Bergen umher; ein Bär wurde von solchen, die seine Begegnung wünschten, gewöhnlich schon in der Entfernung einer schwachen Viertelstunde von der Station getroffen. Endlich fehlte es auch nicht an Tigern und Leoparden; doch diese kamen gewöhnlich nicht in unmittelbare Nähe, sondern zogen es vor, in einiger Entfernung vom Militär zu residieren.

In einem solchen Eldorado für Jagdliebhaber sollte man meinen, sei letzteren die Zeit gar fröhlich verstrichen; unglücklicherweise aber hatte das Leben in Kimidy eine sehr ernste Schattenseite, nämlich die Gefahr, das Dschangelfieber zu bekommen. Tigerähnlich lauerte diese Pest im schwülen Waldesdickicht unheimlich still auf ihre Opfer, und nur wenige Jäger waren so glücklich, der Bekanntschaft mit diesem furchtbaren Feind ganz zu entgehen, und trotz aller Arzneikunst ließ das Fieber gewöhnlich ohne eine Luftveränderung oder eine kurze Seereise seine Beute nicht los.



Ein Liebesbote.

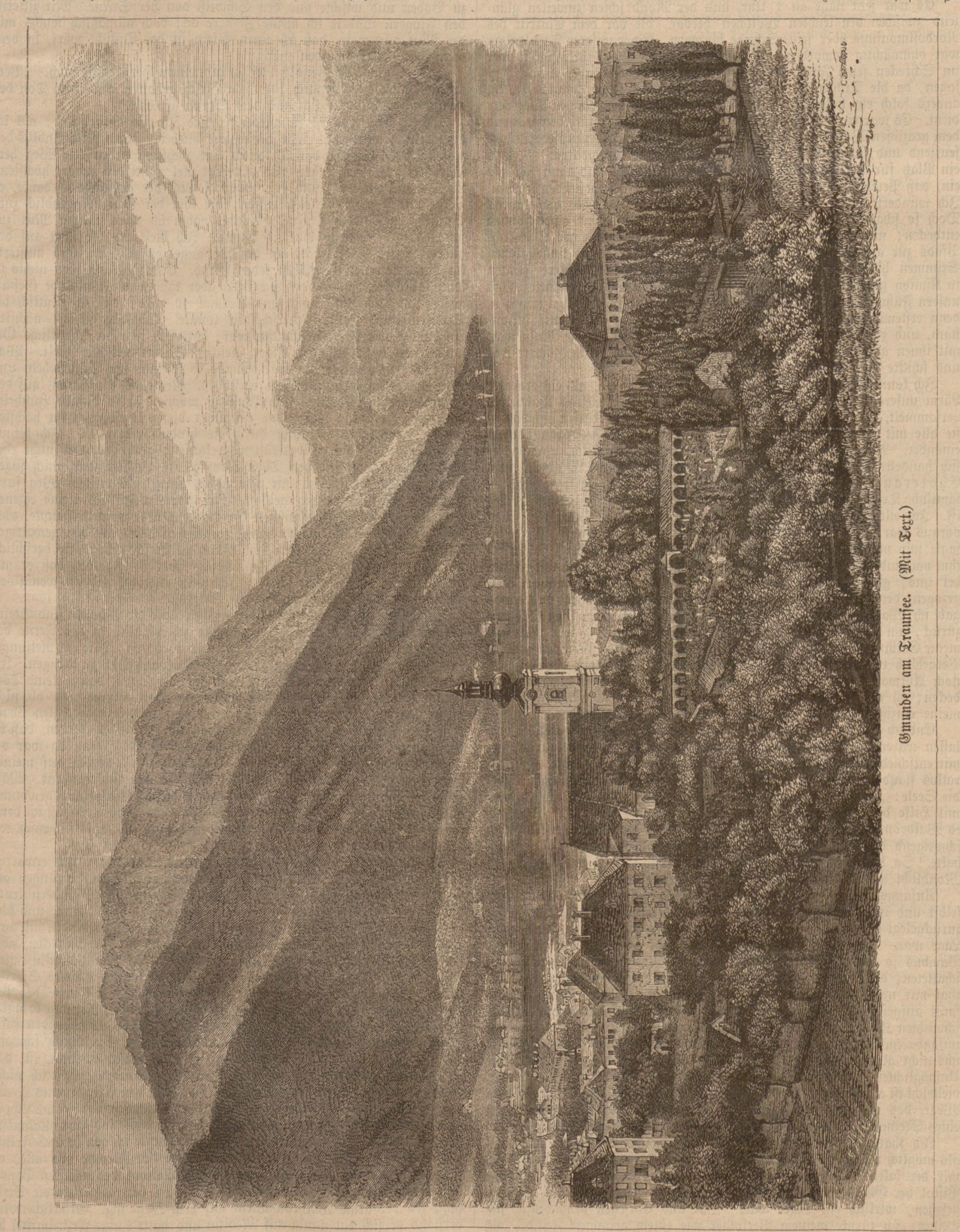
Puri war der gewöhnliche Erholungsplatz der in Kimidy Erkrankten. Ein armseliges Sanitarium! Aber es lag doch wenigstens am Meer, und das genügte. Die einzige Abwechslung an der öden, sandigen Küste war eine Reihe Dünen, auf deren einer ein altes, trübseliges Bangalo stand. Einige Häufen zerfallener Backsteine erzählten noch von den vergangenen Zeiten, in welchen die Leberkranken und Kalkuttamüden gelegentlich in Puri einkehrten und den lieben langen Tag mit Kartenspielen verbrachten. Nordwärts sieht man einige grüne Stellen und die Türme stolzer Pagoden, die zwischen den Bäumen hervorragen. Dort sitzt der weltberühmte Dschagannath, zu dessen Tempel Tausende aus allen Teilen Indiens wallfahrten, nur zu häufig die Cholera mitbringend und sie nach allen Richtungen hin weiterschleppend. Der große Dschagannathwagen zermalmt jetzt nicht mehr die indischen Büßer; für einen einzigen Hindu aber, der sonst unter dessen Rädern sein Leben ließ, rafft die Cholera jetzt auch unter den Engländern Hunderte weg, so daß Dschagannathapuri noch immer eine Stätte voll grauser Todeserinnerungen ist. Man kann sich wirklich kaum einen melancholischen Platz denken. Als wäre das Ufer an sich nicht schon düster genug, thut auch das Meer noch das Seine, diesen Eindruck zu vermehren, so dumpf rollend wälzt es seine großen Wellen dem Gestade zu. Noch jetzt, nach Jahren, kann ich nicht ohne ein gewisses Grauen an die paar Tage zurückdenken, die ich in Puri verlebte.

Nun, Jack Waldron und ich waren des Bären- und Perlhühnerschießens nach einiger Zeit müde geworden und so hatten wir beschlossen, ehe unser vierwöchentlicher Urlaub zu Ende ging, noch einen Besuch in Dschagannath zu machen. Ueberdies fühlte ich mich ziemlich unwohl und fürchtete einen Anfall des Dschangelfiebers, gegen das die Seeluft als das beste Heilmittel gilt. Da nach angloindischen Begriffen Puri nicht weit von Kimidy entfernt ist, brachen wir in den Palankinen, die wir aus dem Süden mitgebracht hatten, eines Abends dorthin auf.

Es war gerade die kühle Jahreszeit, so daß wir zu der nächtlichen Reise recht wohl unsere Teppiche brauchen konnten. Wir sahen beide einem guten Schlaf entgegen, als gegen 8 Uhr abends jeder von uns seinen Palankin bestieg und unsre Träger uns auf ihre Schultern nahmen, um unter ihrem eigentümlichen eintönigen Gesang den Marsch anzutreten. Waldrons Palankin kam zuerst, der meine folgte. Es war pechschwarze Nacht, um Mitternacht aber sollte der Mond aufgehen, und inzwischen schritten uns zwei Fackelträger voran, die von Zeit zu Zeit Oel auf ihre brennenden Lampen gossen. Eine Stunde etwa blieb ich wach und hatte meine Freude an den malerischen Wirkungen des Lichts, welches die Fackeln auf unsern Zug und das Dickicht am Wege warfen; endlich aber schlief ich ein. Mir träumte, ich sei auf dem Wege nach England und der Dampfer, auf dem ich mich befinde, schwanke gerade jetzt furchtbar im Golf von Biscaja, als das Geschwätz meiner Träger mich weckte. Ich zog meine Uhr heraus und sah, daß es 10 Minuten über zwölf war und der Mond eben aufging. Wir hatten in einem Bangalo am Wege Halt gemacht, hart neben einem Dorfe, aus dem viel Trommelschlag und sonstiger Lärm zu uns herüber drang. — Waldron war aus seinem Palankin gestiegen und ereiferte sich mit den aufgeregten Trägern. Jetzt

*) Aus Max Ronin's Jagden in 5 Weltteilen, einer Schatzkammer von spannenden Geschichten, die einem den Atem halten, und doch geschmackvoller gegeben, eingekleidet und zusammengruppiert, als irgend eine frühere Sammlung! Es ist Sorgfalt auf dieses Buch verwendet, eine seltene Sache bei derartigem; hübsch reiht der Herausgeber in 7 Abschnitten seine brillanten Abenteuer am Faden einer Reise-, einer Lebensbeschreibung 2c. auf, gibt sie als pikanten Einschlag in das reiche Gewebe eines naturgeschichtlichen Landschaftsbildes, nur so im Fluge auch belehrend bei spannendster Unterhaltung, deren Reiz die Bilder mächtig erhöhen. Ein prächtiges und sehr gutes, lohnendes Jugendbuch, Wonne für leselustige Knaben. (Stuttgart bei D. Gundert.)

trat er mit ernster Miene zu mir her und sagte: „Wie verdrießlich! Im Dorfe ist die Cholera, und unsere Träger sind in solcher Angst, daß ich fürchte, sie nehmen Reißaus und laufen nach Kimidy zurück. Was ist zu thun?" — „Um jeden Preis vorwärts gehen," sagte ich, „die Nacht hier zu bleiben geht nicht an. — Die Palankine genommen und marsch!" schrie ich auf Hindustani unsern Leuten zu. Aber trotz aller Drohungen und Bitten wollten die Träger nicht ans Werk, bis wir uns endlich herbeiließen, jedem von ihnen eine Rupie zu schenken. Selbst auf das hin verschwanden noch etliche, um nicht wieder zu kommen, so daß es uns bis zur nächsten Station wirklich an Leuten gebrach. Endlich waren wir aber doch wieder mobil, so brummig und widerwillig auch die Träger ihren Weg fortsetzten. Wir hielten unsere alte Marschordnung ein, und



Gmunden am Traunsee. (Mit Text.)

wenigstens ich war herzlich froh, als wir das Dorf hinter uns hatten und die letzten Töne der Trommeln und Hörner verklangen, mit denen die geängsteten Einwohner die Seuche von ihrer Markung verscheuchen wollten.

Es war jetzt nahe an 1 Uhr, und der Mond schien zuweilen glänzend zwischen den leichten Wölkchen hervor, die vor dem Eintritt des Nordostmonsuns über seine Scheibe hinzogen. Einer unserer Fackelträger war ohnmächtig geworden und der andere hatte aus Fahrlässigkeit oder im Schrecken seine Fackel verlöschen lassen; das hatte aber weniger zu sagen, da die Träger ihren Weg im Mondschein sehen konnten, wenn anders solch ein holpriger Pfad durch das Dickicht den Namen Weg verdient. Es war ein schöner Bambu-Wald, und lange sah ich bewundernd dem graziösen Wogen der riesigen Rohre zu, zwischen denen unsere Träger seufzend und stöhnend über Wurzeln und Steine hinschritten. „Welch ein Platz für Perlhühner!“ dachte ich bei mir selbst, und dann fiel mir ein, daß Perlhühner und Tiger nicht selten beisammen gefunden werden. Ich wunderte mich, ob wohl solch ein König des Waldes hier laure? Doch so scharf ich auch ausschaute, konnte ich keine Spur eines solchen entdecken; nur große gehörnte Nachteulen flogen von einer Seite des Pfads zur andern, und Schakals ließen in der Ferne ihre unheimlichen Stimmen hören. Und das war gut, denn wir hatten unsere Flinten in Kimidy gelassen und nicht einmal ein Pistol mit uns genommen. Von unsern Führern war über die Beschaffenheit des Weges nichts zu erfahren, denn erstens sprachen sie Telugu und verstanden nur sehr wenig Hindustani, und zweitens waren sie so mürrisch, daß es vergebliche Mühe war, mit ihnen anbinden zu wollen. So warf ich endlich meine Zigarre weg und schickte mich wieder zum Schlafen an.

Ich konnte kaum eine halbe Stunde geschlafen haben, als ein erneuter Lärm unserer Träger mich weckte. Um das Fenster meines Palankins versammelt, den sie ziemlich unsanft zu Boden gesetzt hatten, schwatzten sie alle mit erstaunlicher Geläufigkeit und in großer Aufregung durcheinander. Noch halb im Schlaf, verstand ich nicht sogleich, um was es sich handelte; endlich jedoch merkte ich, daß mein Freund Waldron einen Choleraanfall habe. Von panischem Schrecken ergriffen, standen sämtliche Träger da wie eine Herde Schafe, in die der Wolf eingebrochen ist. Ich eilte zu Waldron, dessen Palankin dem meinen etwa 100 Ellen voraus war, und fand ihn meiner Ansicht nach sehr krank. Er selbst sagte mir mit schwacher Stimme, es seien alle Anzeichen der Cholera bei ihm vorhanden. Was thun? Als einziges Arzneimittel hatten wir Chinin bei uns; glücklicherweise aber waren wir nicht ohne Branntwein ausgezogen, den ein indischer Reisender fast immer mit sich führt, und davon gab ich Waldron eine gute Dosis ein. Dann lief ich zu den Trägern zurück, um zu sofortiger Weiterreise zu drängen. Doch wer malt sich meine Enttäuschung, meinen Verdruß, als sie spurlos verschwunden waren? Vergeblich rief und schrie ich aus Leibeskräften. Da war weder Stimme, noch Antwort. Ich lief eine Strecke zurück, konnte aber niemand entdecken; ich rief wieder und wieder, drohte und bat abwechslungsweise, meine einzigen Zuhörer aber waren die Bäume des Waldes.

Endlich konnte ich mirs nicht länger verhehlen, daß wir treulos verlassen waren, und kehrte bestürzt zu meinem kranken Freunde zurück, der mir entschieden schlimmer schien und kaum zu sprechen vermochte. Hilflos, ratlos stand ich neben ihm. Plötzlich fährt mirs wie ein Lichtstrahl durch die Seele: „wenn ich in das hinter uns liegende Dorf zurückkehrte und mit Hilfe des Ortsvorstehers neue Träger zusammenbrächte?“ Ich sage es Waldron, der, so entnervt und matt, daß er mich kaum versteht, mir schweigend die Hand drückt, was ich für ein Zeichen seiner Zustimmung halte. So hüllte ich ihn in meinen Teppich und trete beim flimmernden Mondlicht meine einsame nächtliche Wanderung an.

Anfangs war ich zu erfüllt von Waldrons Zustand, um viel an mich selbst und meinen Weg zu denken. Ich mochte etwa die Hälfte desselben zurückgelegt haben, ehe mir zum Bewußtsein kam, wie mißlich meine eigene Lage war. Ich befand mich nämlich eben jetzt an einer Stelle, wo die Bambus so dick standen, daß ihre zarten Blätter meinen Weg völlig beschatteten; da stolperte ich über einen Stein und fiel längelang hin. Es that mir nicht gerade sehr wehe, nur meine Kniee hatte ich etwas unsanft aufgestoßen; als ich aber wieder aufgestanden war und meine beschmutzten Kleider reinigte, sah ich zufällig rückwärts und gewahrte mit unsagbarem Grauen, daß ein Tiger hinter mir herschlich. Zuerst wollte ichs nicht glauben und suchte mich selbst zu bereden, das sei ja eine reine Unmöglichkeit. „Unsinn!“ schwatzte ich mir vor; „ich bin müde, aufgeregt, vielleicht ist ein Fieberanfall im Anzug, und das dunkle Ding dort auf dem Wege, das ich für einen Tiger hielt, ist wahrscheinlich nur der Schatten eines Steines. Lieber an den armen Waldron gedacht und frisch voran!“

Ich thats und suchte unter allerlei ermutigenden Gedanken so schnell als möglich weiter zu kommen, ohne förmlich zu laufen. Und doch brach mir der kalte Angstschweiß aus bei dem Gedanken, ohne Flinte, ohne Pistol der Gnade eines Tigers preisgegeben zu sein, wenn das, was ich gesehen, wirklich ein Tiger war. Wut und Entsetzen bemächtigte sich meiner; ich zürnte meinem Verfolger wie einem grimmen Feinde, als ob er ein vernünftiges Wesen wäre, das überlegterweise mich quälte. Ein solches Gespenst im Rücken zu haben, war unerträglich; irgendwie mußte der Sache ein Ende gemacht werden. Ich erhob meine Arme und schrie wie ein Wahnsinniger. Wer beschreibt meine Freude, als ich den Tiger aufspringen und im Dickicht verschwinden sah! Er that das so leise, daß ich scharf hinsehen mußte, um mich zu überzeugen, daß er wirklich fort war. Dann aber sank ich von meinen Gefühlen überwältigt zu Boden und wischte mir den Schweiß von der Stirne. Mit zitternden Fingern zündete ich meine Zigarre an; doch allmählich wuchs mir der Mut wieder so, daß ich einen Stein in das Dickicht warf, in dem mein Feind verschwunden war.

„Nun, glückliche Reise!“ rief ich in meinem Herzen ihm nach. „Vermutlich hat die Bestie mich für einen Hirsch gehalten und beim Ton der menschlichen Stimme sich aus dem Staub gemacht.“

„Doch halt! da ist sie wieder.“ Die Zigarre entfiel mir, als ich diese Worte murmelte. Wie versteinert blieb ich stehen beim Anblick des majestätischen Tieres, das ich durch eine Lichtung neben dem Weg herschleichen sah. Der Tiger war mir jetzt viel näher als zuvor, höchstens 20 Schritte entfernt, und eisig überfiel mich der gräßliche Gedanke, er werde mir nun Gesellschaft leisten, bis ihm der rechte Augenblick zum Sprunge gekommen scheine. Wieder nahm ich allen meinen Mut zusammen und schrie so laut ich konnte. Ich hielt mich so hart auf der andern Seite des Weges, als der Dschangel es erlaubte, und musterte im Weiterschreiten sorgfältig jeden Busch. Eine Zeitlang war nichts zu sehen. Nach etwa hundert Schritten aber tauchte die königliche Gestalt wieder im Mondlicht auf, und diesmal so nahe, daß ich deutlich die Streifen ihres Felles unterscheiden konnte. Obgleich sie im nächsten Augenblick wieder verschwunden war, hatte ich jetzt die schreckliche Gewißheit erlangt, daß der Tiger gleichen Schritt mit mir hielt. Was sollte ich thun? Umkehren war beinahe so schlimm wie Stillestehen, und Vorwärtsgehen hieß fast Gott versuchen. Nirgends ein Baum, auf den ich mich flüchten konnte. Die Bambus wuchsen in so dichten Büscheln, daß keine Hoffnung war, ohne ein unter diesen Umständen im höchsten Grade gefährliches Geräusch durch sie hindurchzudringen. Ich konnte etwa versuchen, aus Leibeskräften zu laufen; glich das aber nicht eher einer Ermutigung für den Tiger, dem es ein Leichtes war, mich sogar zu überholen? Es blieb mir also nichts übrig, als meinen Weg fortzusetzen, wie ichs seither gethan. Ich hörte nichts als meine eigenen Schritte und das leise Rauschen der Bambus über meinem Haupte, aber diese nächtliche Stille machte die gelegentlichen Blicke auf den gewaltigen Feind, der wie ein Schatten von Busch zu Busch neben mir herschlich, nur um so grausiger. Wars Einbildung oder Wirklichkeit, daß er mir immer näher zu kommen schien? Ich weiß es nicht. Ebenso wenig vermag ich zu sagen, wie lange es so fortging.

Während ich so, von der Angst gejagt, über die Wurzeln und Steine auf meinem Wege hinstolperte, glaubte ich plötzlich in der Ferne den schwachen Ruf einiger Palankinträger zu hören. Wie ein Rettungslied schien mir das Gesumme: Heioh, Haiho! ans Ohr zu bringen. Ich stand einen Augenblick stille, um mich zu überzeugen, daß es keine Täuschung sei. Kaum wußte ich, ob ich wache oder träume und ob nicht meine ganze Lage ein nächtliches Schreckgespenst meiner aufgeregten Phantasie sei. Ich klemmte mich in den Arm, um gewiß zu werden, daß ich bei vollem Bewußtsein sei. Eine unnötige Probe! denn da war der Tiger wieder, und zwar diesmal gerade vor mir, mitten auf meinem Weg gelagert und höchstens zwanzig Schritte von mir entfernt. Während ich horchend stille stand, mußte er diesen Vorsprung gewonnen haben. Eben jetzt verdüsterte kein Wölkchen den Mond, so daß ich deutlich jedes Glied des Tieres unterscheiden konnte bis auf den rasch wedelnden Schwanz hinaus.

Instinktmäßig machte ich einige Schritte rückwärts. Ich erwartete nichts anderes, als den Tiger in ein paar gewaltigen Sprüngen auf mich losstürzen zu sehen. Er that aber nichts der Art, sondern kroch, den Bauch auf den Boden gelegt, nur ein wenig näher heran, und dies so sachte, daß einzig die sich gleich bleibende Entfernung zwischen mir und ihm mir verriet, daß auch er sich bewegte. Halb tot vor Schrecken, aber doch etwas ermutigt durch die näher kommenden Rufe der Palankinträger, wich ich, die Augen fest auf das Tier gerichtet, einige weitere Schritte zurück. So viel war mir jetzt klar: es war ein von Puri kommender Palankin in der Nähe und konnte mir möglicherweise noch Rettung bringen. Die Frage war nur, ob der Tiger mich im Angesicht der nahenden Hilfe nicht zuvor noch verspeisen werde. In der tödlichen Spannung schwand mir die Besinnung. Das letzte, dessen ich mich entsinnen kann, ist, daß ich zu rufen versuchte; ob ich einen Laut hervorbrachte, weiß ich nicht.

Als ich wieder zu mir selbst kam, lag ich in den Armen eines Fremden, der sich über mich herbeugte und ein Fläschchen vor meine Lippen hielt. Eine Masse Träger und bewaffneter Sipahis und zwei Palankine standen umher. In einem dieser letzteren erkannte ich den meines Freundes Waldron. Mit ein paar Worten hatte der Fremde mir alles erklärt. Er war der erste Hilfsbeamte des Kollektors des nächsten Bezirks und befand sich auf einer Berufsreise von Puri her, als er an die Stelle kam, wo der arme Waldron allein auf dem Wege lag. Glücklicherweise verstand er sich ein wenig auf Medizin und hatte einige Arzneimittel bei sich. Er gab Waldron sofort davon ein und befahl etlichen Leuten aus seinem zahlreichen Gefolge, den Palankin des Kranken auf die Schultern zu nehmen und ihm mit demselben zu folgen. Sie marschierten so schnell sie konnten, sonst hätten sie mich wohl nicht mehr am Leben getroffen,

um meine Geschichte zu erzählen. Bald entstand neue Aufregung unter den Trägern durch den Ruf: „Bagh, Bagh!“ (Tiger, Tiger!) Fast hätten sie darüber den Palankin zu Boden geworfen. Der Zivilbeamte griff nach seiner neben ihm liegenden Flinte, bis er aber aus seinem Palankin stieg, war der Tiger auf und davon. Statt seiner fand man jedoch mit höchstem Erstaunen meine Wenigkeit. Einen ohnmächtigen Europäer in dieser Gegend und auf diesem Wege zu treffen, war ein unfaßliches Rätsel, bis ich es löste. Als der Zivilbeamte meine Geschichte gehört hatte und sah, wie müde und aufgeregt ich war, drang er mir freundlich seinen Palankin auf und ging zu Fuß nebenher. Meinen eigenen brachten einige Leute seines Trosses langsam nach.

Wir erreichten alle drei glücklich das Bangala, Waldron in tiefen Schlaf versunken, aus dem er am andern Morgen fast genesen erwachte. Sei es, daß die Arznei, die er erhalten hatte, ein wirksames Heilmittel gegen die Cholera, oder daß sein Anfall ein sehr leichter war, genug, er war tags darauf mindestens ebenso reisefähig wie ich. Vielleicht war er sogar noch der gesündere von uns beiden, denn die nächtliche Ermüdung und Aufregung hatte mir ein starkes Fieber eingetragen. Doch war das von der Cholera heimgesuchte Dorf kein Ort zum Verweilen, so daß Waldron und ich sofort unsere Reise nach Puri fortsetzten — diesmal natürlich bei Tag. Dank der dienstlichen Stellung unseres neuen Freundes hatten wir keine Schwierigkeit, Träger zu bekommen, und etwa um 1 Uhr nachmittags passierten wir ohne weiteres Abenteuer wieder dieselbe Strecke, deren einmalige Schrecken sich meinem Gedächtnis so unauslöschlich eingegraben haben.

Der Weg unseres Freundes ging in entgegengesetzter Richtung, aber er sagte uns, in einigen Wochen werde er wieder in diese Gegend zurückkommen, dann wolle er gewiß meinem Kameraden, dem Tiger, ein Rendezvous geben.

Lange nachher, als wir in unserer Garnison eben emsig mit Paraden und Manövern beschäftigt waren, erhielt ich von eben jenem Beamten wirklich einen Brief samt einem Tigerfell, das er als die Haut jener Bestie bezeichnete, die um ein Haar mich aufgefressen hätte. Es sei der einzige Tiger gewesen, hieß es darin, der jenen Weg unsicher gemacht habe, und ein eingeborner Schikari habe ihn erlegt, um den von der Regierung darauf gesetzten Preis zu bekommen. Der Schikari wolle im Magen des Tieres einen goldenen Armring gefunden haben; doch sei dies wohl ein Märlein, wie die Eingeborenen deren so viele erzählen.

Wie dem auch sei, das Tigerfell ist jedenfalls prächtig; es bedürfte aber nicht seines beständigen Anblicks, die Erinnerung an jene Schreckensnacht im Dschangel in mir wach zu erhalten.

Merkwürdige Automaten.

Zu einem der berühmtesten Stücke der Mechanik gehörte die merkwürdige Wasseruhr, welche der Chalif Harun al Raschid Karl dem Großen schenkte. Auf dem Zifferblatte befanden sich zwölf kleine Fenster, welche der Stundenbezeichnung entsprachen. Die Stunden wurden durch das Oeffnen dieser Fenster angezeigt, aus denen kleine metallene Kugeln kamen, welche durch das Auffallen auf eine messingene Glocke die Stundenzahl schlugen. Diese Thüren oder Fenster blieben offen bis um zwölf Uhr, wo zwölf kleine Ritter zu Pferde in demselben Augenblicke herauskamen, um das Zifferblatt herumzogen, die Fenster schlossen und in ihre Gemächer zurückkehrten.

Die nächsten Automaten, von welchen sich genaue Berichte erhalten haben, sind die des berühmten Johann Müller oder Regimontanus, welche von Kircher, Baptista Porta, Gassendi, Lana und Bischof Wilkens erwähnt werden. Müller soll einen künstlichen Adler verfertigt haben, der dem Kaiser Maximilian bei dessen Einzuge in Nürnberg am 7. Juni 1470 entgegenflog. Nachdem der Adler sich hoch in die Luft geschwungen hatte, soll er in einiger Entfernung von der Stadt auf den Kaiser zugeflogen, dann umgekehrt sein und sich auf das Stadtthor gesetzt und ihn dort erwartet haben. Als der Kaiser an das Thor gelangt, soll der Adler dann die Flügel ausgebreitet und ihn durch eine Neigung seines Körpers begrüßt haben. Von Müller wird ferner berichtet, er habe eine eiserne Fliege verfertigt, welche durch ein Räderwerk in Bewegung gesetzt wurde, herumflog und sich auf den Tisch setzte. Bei einem Feste, welches er einigen Freunden gab, flog die Fliege ihm von der Hand, in dem Zimmer umher und kehrte endlich auf die Hand ihres Meisters zurück.

Kaiser Karl V. unterhielt sich nach seiner freiwilligen Abdankung mit verschiedenen Automaten. Der Künstler, der um ihn war, hieß Turrianus und stammte aus Cremona. Nach der Mahlzeit pflegte er Figuren von Pferden und bewaffneten Kriegern auf die Tafel zu bringen. Einige derselben schlugen die Trommel, andere bliesen auf der Flöte, während wieder andere einander mit Speeren angriffen. Bisweilen ließ er hölzerne Sperlinge fliegen, welche zu ihren Nestern zurückkehrten. Auch zeigte er eine so kleine Kornmühle, daß sie in einem Tage nur für acht Personen mahlen konnte.

Das nächste mechanische Stück, welches unsere Aufmerksamkeit verdient, ist jenes, welches von Camus zur Unterhaltung des jungen Ludwig XIV. verfertigt wurde. Es bestand in einer kleinen Kutsche mit zwei Pferden, in welcher eine Dame saß und hinter welcher ein Bedienter und ein Page standen. Wurde diese Maschine an das Ende einer entsprechend großen Tafel gestellt, so klatschte der Kutscher mit der Peitsche, die Pferde fingen zu laufen an, bewegten die Füße ganz natürlich und zogen die Kutsche nach sich. Erreichte diese die entgegengesetzte Ecke der Tafel, so lenkte sie in einem rechten Winkel ein und bewegte sich an der Seite weiter fort. Sobald sie an der Stelle ankam, wo der König saß, hielt sie an, der Page stieg ab und öffnete den Schlag, die Dame stieg heraus, verneigte sich und übergab dem König eine Bittschrift, welche sie in der Hand hielt. Nachdem sie eine Zeitlang gewartet hatte, verneigte sie sich von neuem und stieg wieder in den Wagen. Der Page machte den Kutschenschlag zu, stieg wieder hinten auf, der Kutscher klatschte, und der Wagen fuhr davon. Der Bediente, welcher vorher abgestiegen war, rannte der Kutsche nach und sprang hinten auf.

Nicht zufrieden, die Bewegung der Tiere nachzuahmen, suchte das mechanische Genie im 17. und 18. Jahrhundert durch Räder u. s. w. die Funktionen des Lebens nachzumachen. So sagt Lobat, daß General Degennes, ein französischer Offizier, welcher die Kolonie St. Christoph gegen die Engländer verteidigte, einen Pfau anfertigte, welcher gehen, Getreidekörner vom Boden aufpicken, sie verdauen, als wären sie durch den Magen gegangen, und sie verändert wieder von sich geben konnte. Degennes soll überhaupt verschiedene Maschinen erfunden und Uhren gebaut haben, die weder Gewicht noch Feder hatten und doch gingen.

Der Automat des Degennes brachte vermutlich Vaucanson auf den Gedanken, seine berühmte Ente zu bauen, welche in ganz Europa so großes Aufsehen machte und vielleicht das wunderbarste Stück war, was je die Mechanik bis dahin hervorgebracht hatte. Vaucansons Ente glich völlig dem lebenden Tiere dem Aeußeren und der Größe nach; sie machte alle Bewegungen und Gebärden, fraß und soff gierig, bewegte den Kopf und den Hals so schnell, wie es die lebendigen zu thun pflegen, schnatterte im Wasser und zog es mit dem Schnabel ein. Auch gackerte sie ganz natürlich. Sie war anatomisch vollkommen genau wie das wirkliche Tier gebaut; jeder Knochen in der lebendigen fand sein Ebenbild in der künstlichen, ebenso die Flügel. Jede Höhlung, jeder Knochenfortsatz, jede Krümmung war nachgeahmt und jeder Knochen bewegte sich wie in der Natur. Warf man ihr Körner vor, so streckte diese künstliche Ente den Hals aus, pickte sie auf, verschlang sie und gab sie nach einiger Zeit wieder von sich. Der Verdauungsvorgang wurde durch eine chemische Auflösung bewirkt, und das Verdaute durch Röhren an die Ausleerungsstelle geleitet.

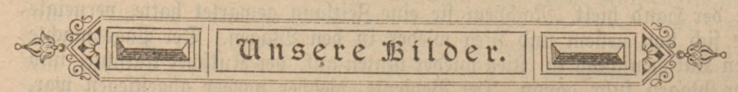
Die Automaten Vaucansans ahmte ein gewisser Du Moulin, ein Silberschmied, nach, der im Jahre 1752 in Deutschland mit denselben umherreiste und 1765 in Moskau starb. Beckmann behauptet, mehrere derselben gesehen zu haben, nachdem die Maschine in Unordnung gekommen; die künstliche Ente habe aber noch immer fressen, saufen und sich bewegen können. Die Rippen, welche aus Draht bestanden, waren mit Entenfedern belegt und die Bewegung wurde durch die Füße mittelst eines Cylinders und feiner Ketten, wie bei einer Uhr, dem übrigen Körper mitgeteilt.

E. König.

Hungerleider und Fresser vergangener Zeiten.

Schon der alte römische Schriftsteller Plinius erzählt, daß es orientalische Stämme gäbe, die zwölf Tage ohne Essen und Trinken leben könnten, wenn sie den Duft einer Pflanze, Buphtalmus genannt, welche sie von Zeit zu Zeit an Mund und Nase halten, einatmen. — In den Memoiren der Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1700, wird erwähnt, daß nach einem Erdbeben, durch welches ein Dorf bei Neapel verwüstet wurde, ein junger Mensch aus dem Schutte hervorgezogen worden sei, der zehn Tage ohne Essen und Trinken gelegen hatte und doch noch lebte, weil ihm Luft zum Atmen geblieben war. — Im Jahre 1785 wurden im Piemontesischen drei Frauen lebend aus einem, von einer Lawine verschütteten Stalle gezogen, wo sie 38 Tage lang nichts genossen hatten als Schnee. — Es klingt unglaublich, ist aber doch wahr, daß Menschen aus Geiz Hungers gestorben sind. Im Jahre 1816 wurde in Mailand eine alte Jungfer auf solche Weise eine Beute des Todes. Sie blieb beinahe immer im Bette, um Holz zu sparen, und wahrscheinlich aus Furcht, durch Bewegung die Eßlust zu reizen. Nach ihrem Tode fand man eine Menge Speisevorräte in Küche und Kammer, und mehr als 30 Ohm Wein in ihrem Keller. Sie besaß ein schönes Haus und mehr als 30,000 Fr. Vermögen, welches alles einem weitläufigen Verwandten zufiel. — Einen grellen Gegensatz zu diesen freiwilligen und unfreiwilligen Hungerleidern bilden berüchtigte Fresser, deren es zu verschiedenen Zeiten gab. Ein römischer Geschichtschreiber erwähnt eines Mannes, der zur Zeit des Kaisers Aurelian lebte und an einem Tage ein ganzes gebratenes wildes Schwein und dazu sehr große Brote verzehrt haben soll. — Im Jahre 1511 aß ein Lanzknecht in Gegenwart des Kaisers Maximilian ein einjähriges Kalb, welches soeben erst geschlachtet worden war, ganz roh auf und versicherte dann, daß er noch einen jungen Hammel verzehren könne. Ganz Augsburg war Zeuge dieser Leistung. — Zu Anfang unseres Jahrhunderts lebte in Nantes ein Gendarm, welchem Napoleon I. täglich 6 Rationen Brot

und Fleisch gestattete. Diese reichten aber oft nicht hin, seinen Appetit zu stillen. Zuweilen ward er so vom Hunger getrieben, daß er sich selbst fürchtete und seinen Umgebungen nachdrücklich empfahl, keine Kinder bei ihm zu lassen. Einst hatte er sich auf einer Fußreise durch unmäßigen Genuß von Branntwein berauscht. Er verirrte sich in einem großen Walde, und da er binnen einer Stunde nichts zu essen bekam, fiel er betäubt zu Boden. In diesem Zustande wurde er von durchziehenden Bärenführern, welche ihn angeblich für tot hielten, den Bestien zum Fraß überlassen. E. K.



Unsere Bilder.

Margaretha, Königin von Italien. Diese erhabene Frau ist eine der anmutigsten Frauengestalten, welche je einen Thron geziert haben, und ihren Unterthanen besonders sympathisch, weil sie eine geborene Italienerin und mit allen Tugenden und Vorzügen der Frauen ihrer Nation geziert ist. Geboren am 20. November 1851 als Tochter des † Prinzen Ferdinand von Savoyen, Herzogs von Genua (des Bruders des verstorbenen Königs Viktor Emanuel II.) und der Prinzessin Margaretha (Tochter des † Königs Johann) von Sachsen, welche nunmehr mit dem Marchese Rapallo in zweiter Ehe vermählt ist, erhielt sie unter den Augen ihrer erlauchten Mutter eine ungemein sorgfältige, gründliche deutsche Erziehung und wuchs zu einer ebenso anmutigen, wie blendend schönen Erscheinung heran, in welche sich der damalige Kronprinz Humbert verliebte und um welche er mit Erfolg warb, obwohl man ihm die Heirat mit seiner Base ausreden wollte. Die Hochzeit fand am 22. April 1868 statt und die Ehe ist in jeder Hinsicht eine glückliche gewesen, denn die Königin vereinigt sämtliche Tugenden einer trefflichen und echt weiblichen Gattin mit der anmutigsten und gewinnendsten Repräsentation ihre hohe Stellung. — Aus dieser Ehe ist nur ein einziger Sohn entsprungen, der gegenwärtige Kronprinz Viktor Emanuel, Prinz von Neapel, geboren zu Neapel am 11. November 1869, welcher vor kurzem seine große Tour durch Europa angetreten hat, um sich den verschiedenen Fürsten persönlich vorzustellen und wo möglich eine Gemahlin zu wählen. Der Prinz von Neapel ist unter den Augen seiner Eltern und namentlich seiner Mutter erzogen, hat eine ausgezeichnete Bildung erhalten, und soll ebenso talentvoll und intelligent, wie charaktervoll und willensstark sein und sich seinen Pflichten und Verantwortlichkeiten, die ihn als den einstigen Thronerben erwarten, klar bewußt sein. O. M.

Gmunden am Traunsee. Einer der lieblichsten Punkte im herrlichen Voralpenland des Salzkammerguts ist der stark besuchte Kurort Gmunden, eine Stadt von 6,600 Einwohnern, reizend gelegen am nördlichen Ende des Traunsee's, nahe dem Punkt, wo die vom Hallstädter-See kommende und durch den Traunsee fließende grüne Traun den See verläßt. Die Lage der Stadt ist ungemein malerisch und dieser Eindruck wird noch vermehrt durch die Menge der schönen Villen, welche die Umgebungen zieren. Von den leichten Hügeln hinter der Stadt übersieht man den Traunsee in seiner ganzen Länge bis hinab nach Ebensee an dessen südlichem Ufer und den imposanten Rahmen von Bergen, welche das Ost- und auch das Westufer des See's begrenzen und welch letztere die Wasserscheide zwischen dem Traun- und dem Attersee bilden. Gmunden ist eine sehr beliebte Sommerfrische der Wiener vornehmen und reichen Gesellschaft und ein beliebter Kurort mit einem schönen Kurhaus mit Bädern aller Art, Molkenkur und einer eleganten Trinkhalle für alle möglichen Mineralwasser und einer am westlichen Ufer sich eine Viertelstunde weit hinziehenden schattigen Esplanade, von welcher aus man eine prachtvolle Aussicht auf den See und die gegenüber liegenden Berge, den Grünberg, den Traunstein, den Erlakogl u. a. m. und auf die Gärten und Villen genießt, welche die Stadt umgeben. Die Annehmlichkeiten, welche der See, die großartige und liebliche Natur bieten, leihen der Stadt einen unaussprechlichen und unvergänglichen Reiz, denn schon die Römer sollen hier eine Kolonie Laciacum gehabt haben, aus welcher sich im Mittelalter hier die Stadt Gamundia als Salzstapelplatz entwickelte und schon früh zu Blüte und Reichtum gedieh, aber im Jahr 1440 abbrannte. Außer dem altertümlichen Rathaus und den Kirchen hat die Stadt noch manche Sehenswürdigkeiten, schöne Anlagen und herrliche Aussichtspunkte in ihren nächsten Nähe aufzuweisen und ist in hohem Grade eines Besuches wert. O. M.

Allerlei.

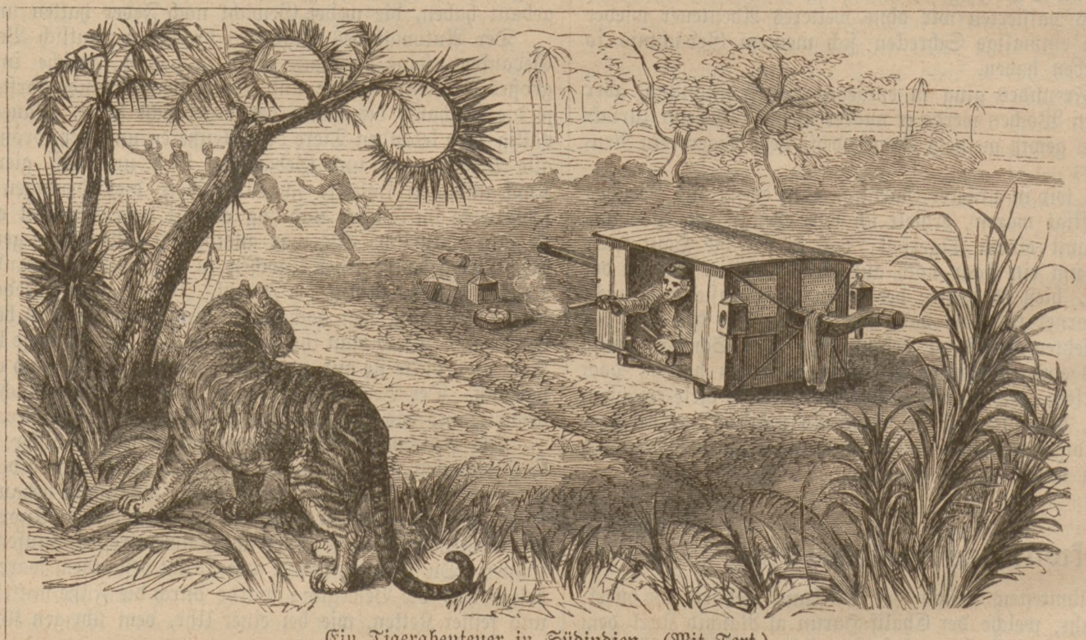
Gewählter Ausdruck. Dame (nachdem ihr ein fremder Herr einen Schirm angeboten hat): „Ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an, aber der Schirm wird für uns beide nicht reichen, und so kommen Sie vom Regen in die Traufe." — Herr: „Aber in welche entzückende Traufe!" (Hum. Bl.)

Der Unterschied. — Spaßmacher (nachdem er mehrere Rätselfragen gestellt): „Nun, noch eines, Herr Mayer: Was ist der Unterschied zwischen weißem Zuckerkandel und Alaun?" (Pause.) „Na, wissen Sie's nicht?" — Mayer: „Ich muß gestehen, nein!" — Spaßmacher: „Dann lecken Sie an beiden und Sie werden gleich den Unterschied merken!" (Frankf. Journ.)

Ein verdächtiges Tier. Lehrer: „Ich habe euch jetzt von der Klapperschlange erzählt. Wer kennt ein ähnliches Tier, dem man ebenfalls nicht trauen darf? Nun Fritzchen?" — Fritzchen: „Der Klapperstorch!" (Westf. Merk.)

Vorsicht. Stubenmaler: „Der Herr Kommerzienrat wünschen doch dieses Zimmer in lebhafteren Tönen gemalt?" — Kommerzienrat: „Malen Sie's ohne Töne! Ich halte mein Mittagsschläfchen drin. (Hum. Bl.)

Sonderbares Zusammentreffen von Tagen. Der Schottländer Scharp und seine Gemahlin waren beide den 1. April 1673 geboren und wurden den 1. April 1693 getraut. Drei Kinder in ihrer Ehe erblickten jedes den 1. April das Licht der Welt. Scharp und seine Gattin starben an einem Tage, 111 Jahre alt, im Jahre 1784. Ihre älteste Tochter, den 1. April verheiratet, gebar nach einem Jahre den General Montgommery, der sich im Kriege der amerikanischen Staaten gegen England auszeichnete. Derselbe war im Jahre 1737 geboren. Im siebenjährigen Kriege diente er als Kapitän im englischen Heere, ging aber nach Beendigung des Krieges nach New-York. Er verließ seinen Landsitz, um für sein neues Vaterland zu kämpfen, wurde 1775 vom Kongreß zum General-Major ernannt und erhielt, da General Schuyler durch Krankheit verhindert wurde, das amerikanische Heer nach Kanada zu führen, den Befehl über dasselbe. Am 12. November nahm er Montreal ein, und am 31. Dezember, als er an der Spitze der New-Yorker in die untere Stadt Quebeck drang, fand er nicht weit von der Gegend, wo er den tapferen General Wolf hatte fallen sehen, seinen Tod. K.



Ein Tigerabenteuer in Südindien. (Mit Text.)

Charade (3silbig).

Am tiefen Meer, am seichten Bach,
Beim Taschenkamm, im Putzgemach
Sieht die zwei Ersten stets dein Blick:
Du selber strahlst in ihm zurück.

Dem Dritten küßt die Felsenstirn
Der frostig-feuchte Nebelflor,
Und Stürme rauh und wild umschwirr'n
Ihm oftmals Bartgelock und Ohr.

Das Ganze gibt den Namen an,
Für einen frechen Räubersmann,
Mit wahrem Basiliskenblick
In Schillers erstem Bühnenstück.

Homonym.

Als wicht'ge Stadt im Weltverkehr bin ich bekannt,
Verkehrt gelesen hab' ich Blitze in der Hand.

Bilderrätsel.

"Lä Essig
N D
Bingen
S.CH 'L b 8 n

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:

Calcutta, Ardennen, Trinidad, Altona, Liestal, Oahu, Nantes, Irawadi, Eule, Niemen. Catalonien—Andalusien.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.